

Michael Schmolke

## Erinnerungen an Otto B. Roegele

Am 6. September 2005 ist, 85 Jahre alt, Otto B. Roegele gestorben. Er war, das darf man getrost sagen, der wichtigste katholische Journalist Deutschlands seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs, wobei er jener Klasse von tagesaktuellen Autoren angehörte, die man Publizisten nennt: Journalisten, die so durchdacht für den Tag (in seinem Fall für die Woche) schreiben, dass ihre Texte für die Zeit gültig bleiben. Roegele war Publizist noch in einem zweiten Sinne, nämlich von 1963 bis 1985 Publizistik-Professor der Universität München. Der Respekt gebietet, daran zu erinnern, dass er sich nie *so* nannte, seinerseits aus Respekt vor der am Münchener Institut lange gepflegten Sinndeutung, unter dem Titel *Zeitungswissenschaft* firmieren zu wollen. Roegele bewältigte den Sprung von der Zeitungs- zur Kommunikationswissenschaft ohne Aufhebens, was sich u.a. in der Personalpolitik des Münchener Instituts dokumentierte. Seine Assistenten waren teils Observanten der alten zeitungswissenschaftlichen Lehre, teils Kommunikationswissenschaftler *ab ovo*, und er kam mit den einen wie den anderen gut aus, mehr noch: Er schuf ihnen ein leistungsförderndes Umfeld, dass jene Nachwuchswissenschaftler der sechziger Jahre bald erfolgreiche eigene Wege gehen ließ. Dabei sind wir bei einem Charakterzug Roegeles, den er beispielhaft entfaltete: Er war tolerant, und er bewährte sich an dieser Toleranz stets aufs neue. Bevor wir darauf eingehen, sei auf die andere Seite seines Arbeitslebens hingewiesen. „Herr Professor Roegele“, sagten Träger, Herausgeber und Redakteure des „Rheinischen Merkur“ in ihrer Todesanzeige, „hat sein ganzes Leben mit dem Rheinischen Merkur verbunden. 1948 trat er in die Redaktion ein, war [von 1949] bis 1963 Chefredakteur und seither ... Herausgeber unserer Wochenzeitung.“ Dem Journalisten wird eine „streitbare, weithin respektierte Feder“ attestiert, aber soweit meine Erinnerungen noch etwas taugen, hat er es auch hier an Toleranz und Respekt vor dem publizistischen oder politischen Gegner nicht fehlen lassen.

Es gehört *inter mirifica* dieses Menschenlebens, dass O.B.R. unter seinem beruflichen „Doppel Leben“, wie es Walter Hömberg in unserer Zeitschrift im Jahre 2000 genannt hat, nicht gelitten oder jedenfalls nicht darüber geklagt hat. Wo immer er auftrat, tat er es souverän, bescheiden, zurückhaltend bis wortkarg, dies jedoch ohne jede Eitelkeit. Diese Zurückhaltung, das Zurücknehmen seiner selbst, manchmal sogar im Vier-Augen-Gespräch, konnte einem, je nach Thema, auch auf den Nerv gehen. Freund und Kollege Winfried Lerg pflegte O.B.R. *pokerface* zu

nennen. Denn gerade bei Angelegenheiten, die ihm sehr wichtig waren, vermeidet er äußere Anzeichen des inneren Beteiligtseins. „Er fällt seine Urteile mit melancholischer Genauigkeit“, schreibt Hans Maier im Nachruf des „Rheinischen Merkur“. Gar nicht selten aber verbarg sich hinter dem „pokerface“ kontrollierte Ironie, in der Regel auf so dezente Weise artikuliert, dass Ironie-Hypochonder sich nicht verletzt fühlen konnten, denn genau so gut konnte alles, was Roegele sagte, auch ernst gemeint sein. Das großartigste Beispiel dafür ist, soweit es um wissenschaftliche Literatur geht, sein 1981 publizierter, durchaus auf empirischen Grundlagen beruhender Aufsatz „Warum so viele Journalisten glückliche Menschen sind“, der in eine ernste Erkenntnis mündet, die jedoch – in einem Satz – sofort wieder in Ironie umschlägt:

„Denn das Defizit an selbstkritischem Vermögen ist eine offensichtlich notwendige Bedingung für den hohen Grad an Berufszufriedenheit, der sich [bei Journalisten] beobachten lässt. Wer dieses Defizit zu mindern oder zu beseitigen sich anschickt, muß bedenken, daß er damit auch ein Glücksempfinden stört, das nicht allein seinen Trägern zugutekommt, sondern indirekt auch der Allgemeinheit, die wenig zu gewinnen hätte, wenn die professionellen Übermittler des Weltgeschehens dessen ohnehin tristen Verlauf auch noch durch die Brille ihrer eigenen Unzufriedenheit sähen“ (wieder abgedruckt im Sammelband „Plädoyer für publizistische Verantwortung“, S. 159).

Roegeles Leben ist erstaunlich gut dokumentiert. Es gibt eine Festschrift, die – bei Festschriften ungewöhnlich – in zwei Auflagen (1980, 1985) erschienen ist, es gibt den soeben erwähnten Sammelband aus dem Jahr 2000, der auch wichtige autobiographische Aufsätze (u.a. zur Frühgeschichte des „Rheinischen Merkur“) enthält, es gibt – als m.E. besten Beitrag im Sammelband „Kommunikationswissenschaft autobiographisch“ – Roegeles Aufsatz über „Ausbreitung, Lähmung, Konsolidierung – München 1963–1985“; es gibt schließlich die wissenschaftliche Abschlussarbeit von Maria Löblich über das Thema „Das Menschenbild in der Kommunikationswissenschaft“, die 2004 als Buch erschienen ist. Ihre Menschenbild-Quelle war O.B.R., zweifellos ein guter Erprobungsfall für die These, dass das Menschenbild eines Wissenschaftlers auf seine Arbeit durchschlägt. Verallgemeinerungsfähig auf die generalisierende Aussage des Buchtitels sind die Ergebnisse nicht. Roegele stand der Autorin in seinem Bergisch Gladbacher Haus zwei Tage lang für ein Interview zur Verfügung, das dankenswerterweise im Anhang des Buches dokumentiert ist. Schließlich verschafft Walter Hömbergs aktualisierte Gesamtbibliographie (in diesem Heft von „Communicatio Socialis“) Zugang nicht nur zum Gesamtwerk, sondern eben auch zu den autobiographischen Schriften. Überdies gibt sie einen Überblick über die Inter-

essenfelder Roegeles und deren Entwicklung im Lauf der Jahrzehnte: Vom Pikrinsäure-Icterus (er war promovierter Mediziner) über Markgraf Bernhard von Baden (vier Auflagen! Roegele war auch promovierter Historiker) über das Konzil, die Medienpolitik, die Medien der Zukunft bis zum Tod des „Medienpapstes“. Und immer wieder: das Verhältnis von Kirche und Öffentlichkeit – in vielen Varianten über die Jahrzehnte hin.

Da muss es doch – allein aufgrund dieser Themen-Gemeinsamkeit – ein besonderes Verhältnis zwischen Roegele und Schmolke gegeben haben? Das hat es in der Tat gegeben, und zwar – hier muss ich strikt systematisch werden – einmal auf der Arbeitsebene und zum zweiten auf der persönlichen Ebene. Die „Arbeitsebene“ umfasst zwei Bereiche: Universität/Wissenschaft und Politikberatung für die katholische Kirche.

Grundlegend für Roegele (und in weiterer Folge für mich) war, dass er ganz wesentlich an der Gründung einer Studienrichtung Publizistik und Kommunikationswissenschaft im Rahmen der Philosophischen Fakultät der 1962 wiedererrichteten Universität Salzburg beteiligt war. Zusammen mit René Marcic, dem Rechts- und Staatsphilosophen, der 1966/67 Rektor war, schuf er ein für die Publizistik günstiges Klima, das zur Gründung später auch des Instituts (1969) führte. Insofern war er, der ernsthaft überlegte, als erster Professor des Faches nach Salzburg zu kommen, einer meiner Vorgänger, was ich dann auch, wie er es bei Gelegenheit einmahnte, gebührend zu würdigen hatte. Der spätere Austausch zwischen den Instituten in München und Salzburg bewegte sich jedoch nur im üblichen Rahmen.

Der Draht zwischen Roegele und Schmolke war fester geknüpft: in der Wissenschaft im Rahmen der von ihm und Peter Glotz 1971 in München gegründeten Arbeitsgemeinschaft für Kommunikationsforschung, deren Mitglied ich war; im Dienste der Politikberatung waren wir als zu ungefähr gleicher Zeit tätige Berater der Deutschen Bischofskonferenz bemüht, in diesem Gremium den Argumenten der „Eigengesetzlichkeit der Medien“ und gelegentlich sogar der Wissenschaft Gehör zu verschaffen, was unter sachkundigen Bischöfen wie Heinrich Tenhumberg und Georg Moser durchaus möglich, wenn auch nicht sehr folgenreich war.

Folgerichtig fanden wir uns ab 1972 in der gleichen Sachkommission (VI: Erziehung – Bildung – Information) der Gemeinsamen Synode der Diözesen der Bundesrepublik Deutschland wieder, der neben zahlreichen Schulmännern und -frauen auch einige Medienkundige angehörten, neben Roegele und mir u.a. Ferdinand Oertel, heute Redakteur von „Communicatio Socialis“.

Diese Sachkommission geriet, eben wegen ihres kleinen Sektors „Information“, in den Strudel des Untergangs der katholischen Wochenzei-

tung „Publik“ (eingestellt am 19. November 1971). Der Aufruhr war groß, die Synode sollte etwas Fundiertes zum Thema sagen – jetzt hieß es: Fachleute an die Front. Am 11. Mai 1972 kam es zum sog. „Publik“-Tag der Synode. Mut und Unmut wurden bis zur Frustration ausgetauscht – mit einer nicht erwarteten Folge: Publizistik als Thema war seither der Synode verleidet, und als es in der Januar-Vollversammlung 1973 ans Vorlagen-Konzentrieren ging, blieb alles, was einmal als Publizistik-Vorlage vorgeschlagen, in einem Fall sogar schon durch die erste Lesung gebracht worden war, auf der Strecke. Übrig blieb der Auftrag, ein Arbeitspapier zu erstellen.

Jetzt kam Roegeles Stunde: Während Schmolke als Leiter einer Arbeitsgruppe Medien die Meinungen der Kommissionsmitglieder zum Thema „Kirche und gesellschaftliche Kommunikation“ zu filtern, zu strukturieren und schließlich in Stromlinienform zu texten bemüht war, achtete Roegele darauf, die in den Entwürfen immer noch stehen gebliebenen Steine des Anstoßes zu glätten. Aus früherer gemeinsamer Beratungstätigkeit kannte ich seinen Satz: „Herr Schmolke, was Sie hier vorschlagen ist richtig, ich teile auch Ihre Meinung, aber *so* kommen wir damit nicht durch.“ In ausgeführter Form finde ich ihn in meiner Synodenkorrespondenz, in einem Brief Roegeles vom 28.4.1975 aus Abano Terme: „Die Mehrheit der ... Sitzungsteilnehmer [der Sachkommission VI], die vielleicht als in gewisser Weise repräsentativ für die Mehrheit der Vollversammlung anzusehen ist (weil beide Mehrheiten nicht von unserem Gewerbe kommen), hat eine wachsende Allergie gegen alles, was kompliziert, ‚wissenschaftlich‘ oder gar soziologisch klingt, entwickelt. Wir müssen aufpassen, dass uns nicht gerade jene Stellen herausgestrichen werden, in denen versucht wird, einige Ergebnisse sozialempirischer Forschung einzubringen. Wo diese Ergebnisse unbequem zu werden drohen, bekämpft man sie mit dem Einwurf, ihre Methode sei nicht sicher, der Ausdruck unverständlich, die Stelle nicht konkret genug usw. Es ist sicher keine böse Absicht dabei, eher der Drang, eine möglichst ecken- und kantenfreie Textgestalt zu schaffen, mit der man im Plenum keine Schwierigkeiten bekommt.“

Als gegen Ende der Synode eine gesamtsynodale Redaktionskommission nochmals Einwände gegen unser Arbeitspapier vorzutragen hatte und unser Vorsitzender Claus Kühn (Studio Hamburg) eine weitere Sitzung zur Überarbeitung vorschlug, antwortete ich ihm sinngemäß: Unter den zwei Bedingungen, dass es nicht länger als einen Arbeitstag dauern dürfe und es sicher gestellt sein müsse, dass Roegele teilnimmt. Erst am letzten Sitzungstag der Synode wurde unser „Arbeitspapier“ (so hießen die Katzentisch-Texte der hohen Versammlung) akzeptiert.

Grund der kühlen Stimmung der Synodenal gegenüber allem, was sich

mit Medien und Publizistik befasste, war die sehr unglücklich gelaufene „Publik“-Geschichte, zu deren Ende (Einstellung offiziell aus finanziellen Gründen) jeder Synodale mindestens „irgendwie“ Stellung beziehen musste; gleichzeitig aber sollte dieses Thema nach dem Publik-Tag aus den Diskussionen herausgenommen werden, weil es den im Großen und Ganzem harmonischen Gesamtverlauf hätte stören können. Immerhin: In unserer Kommission VI war es nicht tabu. Roegele war dabei in einer heiklen Situation, war er doch nicht nur Professor in München, sondern auch Herausgeber der „Publik“-Konkurrenz „Rheinischer Merkur“. Dieses Blatt, auch das wussten alle, erhielt schon im Jahr, als „Publik“ eingestellt wurde, und seither Jahr für Jahr Subventionen in Millionenhöhe von einigen deutschen Diözesen, auch von solchen, die für die Einstellung von „Publik“ gestimmt hatten. Roegele hat sich hier bemerkenswert neutral verhalten, auch die für ihn heikle Mitarbeit nicht verweigert. Einmal, im oben zitierten Brief, verwahrte er sich gegen den Verdacht, er habe „etwas über Wochenzeitungen“ in unser Arbeitspapier einzubringen versucht: „... es wäre auch nicht gut, wenn das von mir käme, selbst wenn es ‚ganz richtig‘ ausfiele.“

Ungeachtet der guten Zusammenarbeit in dieser Phase konnten wir uns über den Fall „Publik“ nicht ganz einig werden. Erst 1983 führte Roegele die Positionen zusammen, indem er in einem Aufsatz in der Festschrift für Konrad Repgen die Geschichte jener kurzlebigen katholischen Wochenzeitung rekapitulierte und die herausgeberischen/verlegerischen Fehler des Unternehmens überzeugend analysierte. Diesem Aufsatz gab er den Titel „Publik – ein Lehrstück“ und antwortete damit auf mein Buch von 1974 „Publik – Episode oder Lehrstück?“.

Mit dem Ende der Würzburger Synode wurde unsere Zusammenarbeit seltener – kein Wunder: Beide Institute, München und Salzburg, denen wir vorstanden, begannen unter explodierenden Studentenzahlen zu ächzen. Aber wann immer wir uns in Gremien oder auf wissenschaftlichen Tagungen trafen, lief ein Minimal-Zeremoniell ab. Wir wechselten, wenn der eine oder andere (verspätet) den Saal betrat, einen Blick des Einverständnisses, der besagte: Falls man in die Diskussion eingreifen müsste, hier sitzt ein Zweiter, bei dem man die gleiche Sicht der Dinge voraussetzen kann und der, falls nötig, im gleichen Sinne eingreifen wird.

Dieses schnell gelingende Kurz-Schließen von geistigen, auch stimmungsbezogenen Kongruenzen, bestimmte auch unsere Kontakte auf der persönlichen Ebene. Roegele versäumte nie, sich für wissenschaftsübliche Respektbekundungen (Personalien, Rezensionen etc.) persönlich zu bedanken, anfangs meist in Briefen, in den letzten zehn Jahren eher telefonisch. Er rief mich an, das Gespräch verließ nach kurzer Zeit den sachlichen Anlass und ging dann über zur Erörterung der „Zeitläufte“.

Regelmäßiges Thema war auch unsere Wissenschaft, die nach und nach eintretende und größer werdende Distanz zu deren zunehmender Großbetrieblichkeit, die Kritik an der Neigung zu modischen Trends, zur prestige-heischenden Überspezialisierung und zum methodologischen wie sprachlichen Imponiergehabe. Jedes wissenschaftliche Thema könne man in eine sprachliche Fassung bringen, die auch ein Erstsemester ohne größere Mühe verstehen könne – eine Überzeugung, in der wir uns wechselseitig bestärken konnten, und die sich am Gedruckten leicht überprüfen lässt.

In jüngster Zeit stellte ich zum Abschluss solcher Telefon-*Gespräche* stets offen die Frage nach seinem Befinden. Er antwortete, ohne auf medizinische Einzelheiten einzugehen, unbefangen und offen und beendete diesen Teil stets mit der Versicherung, dass er dankbar dafür sei, so lange schon – und immer noch – mit großer Beweglichkeit des Geistes an den Zeitläufen teilnehmen und sie kommentieren zu können. So auch in unserem letzten Telefonat, Mitte August 2005, in dem es in der Hauptsache um Johannes Paul II. und um seinen Nachfolger Benedikt XVI. ging und um das Manuskript über den „Medienpapst“, das Roegele, wohl als seinen letzten wissenschaftlichen Text, für unsere Zeitschrift geschrieben hatte (vgl. Heft 3/2005). Das ist der abschließende Blick auf Roegeles Verwirklichung von Toleranz: Unter seinen letzten Arbeiten finden wir zwei biographische: eine über den verstorbenen Papst und eine über Peter Glotz, den Inspirator der SPD, der einst Roegeles Assistent in München gewesen war. Die Herausgeber und die Redaktion von „*Communicatio Socialis*“ trauern mit großem Respekt.

### *Literaturhinweise*

- Otto B. Roegele (2000): Plädoyer für publizistische Verantwortung. Beiträge zu Journalismus, Medien und Kommunikation. Herausgegeben von Petra E. Dorsch-Jungsberger, Walter Hömberg und Walter J. Schütz, Konstanz: UVK Medien
- Otto B. Roegele (1997): Ausbreitung, Lähmung, Konsolidierung – München 1963–1985. In: Arnulf Kutsch/Horst Pöttker (Hg.): Kommunikationswissenschaft – autobiographisch, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 62–109
- Erhard Schreiber/Wolfgang R. Langenbacher/Walter Hömberg (Hg.) (1985): Kommunikation im Wandel der Gesellschaft. Festschrift für Otto B. Roegele, Konstanz: Universitätsverlag
- Maria Löblich (2004): Das Menschenbild in der Kommunikationswissenschaft. Otto B. Roegele, Münster: Lit Verlag
- Maria Löblich: Probleme und Chancen des biographischen Leitfaden-Interviews. Ein Erfahrungsbericht [über das zweitägige Interview mit O.B. Roegele]. In: Medien & Zeit, 20. Jg. 2005, S. 4–10
- Michael Schmolke: Rezensionen zu Roegele (2000) in: *Communicatio Socialis*, 36. Jg. 2003, S. 84–87, und Kutsch/Pöttker (1997; vgl. oben: Roegele [1997]) in: *Publizistik*, 42. Jg. 1997, S. 497–500